

Aus Schönbuch und Gäu

Beilage der „Böblinger Post“ • Herausgegeben unter Mitwirkung des Heimatgeschichtsvereins

Nr. 1 • Böblingen, 1. April 1949

Zum Geleit!

Die vorliegende Heimatbeilage zur „Böblinger Post“ „Aus Schönbuch und Gäu“ bietet uns endlich die lang entbehrte Gelegenheit, Heimatgeschichte und Heimatkunde unserer Landschaft mehr, als es bisher möglich war, zu Wort kommen zu lassen. Was wir auf diesen Seiten berichten werden, mag manchen vielleicht schon wohl vertraut sein. Im allgemeinen haben es aber die gewaltige Bevölkerungsumschichtung unserer Zeit und die Unrast unserer Tage mit sich gebracht, daß viele keinen rechten Sinn mehr für das Vergangene haben, und die Gefahr besteht, daß manche wertvolle heimatliche Überlieferung der modernen Zeit zum Opfer fällt. Wir betrachten es deshalb als unsere Aufgabe, die Geschichte und Eigenart unserer engeren Heimat sowohl den Alteingesessenen als auch jenen nahe zu bringen, die im Laufe der letzten Jahre und Jahrzehnte hier eine neue Heimat gefunden haben.

Diesem Zweck soll zunächst die Veröffentlichung der größeren Arbeiten dienen, die der Heimatgeschichtsverein für Schönbuch und

Gäu (früher Arbeitsgemeinschaft für Geschichts- und Altertumsforschung im Kreis Böblingen) in den letzten Jahren gesammelt hat. Dazu gehören nicht nur die wissenschaftlich fundierten geschichtlichen Arbeiten, sondern u. a. auch zahlreiche Sagen und Geschichten aus unserer Gegend und ihrer weiteren Umgebung. Der Umfang mancher Aufsätze, die wir nach Möglichkeit als Ganzes abdrucken wollen, läßt es allerdings nicht zu, daß in jeder Ausgabe unserer Heimatbeilage jede Stadt oder jeder Teil des Kreises gleichermaßen zu Wort kommt. Wir bitten um Verständnis für diese Notwendigkeit und werden uns bemühen, nach und nach allen gerecht zu werden.

Unsere Heimatbeilage soll sich aber keineswegs auf Veröffentlichungen des Vereins beschränken, der ja nur der Förderung der Heimatsforschung auf allen Gebieten, nicht nur auf geschichtlichem, dienen will. Wir bitten deshalb unsere Leser, an dieser schönen Aufgabe durch geeignete Beiträge jeder Art mitzuarbeiten. Als Anregung sei nur erwähnt, daß viele volkstümlichen Sitten und Gebräuche, die noch um die Jahrhundertwende in weiten

Kreisen üblich waren, heute kaum mehr bekannt sind. Es ist an der Zeit, sie aufzuzeichnen und zu sammeln, wenn sie nicht endgültig in Vergessenheit geraten sollen.

Aber auch unsere Neubürger werden uns aus ihrer alten Heimat manches zu erzählen haben, das der Erhaltung wert ist. Durch sie hat sich die Zusammensetzung der württembergischen Bevölkerung grundlegend geändert. Es liegt auch an uns, dafür zu sorgen, daß künftig nicht zwei deutsche Stämme ungeteilt auf engem Raum nebeneinander herleben oder, was noch schlimmer wäre, ein traditionsloses Gebilde entsteht. Darum richten wir auch an die Neubürger die Bitte: Berichtet uns aus eurer alten Heimat, damit wir euch besser kennen lernen können. Wir werden euch dafür Kunde von diesem gesegneten Stück altwürttembergischen Landes geben, das eure neue Heimat sein will. So wollen wir zum gegenseitigen Verstehen beitragen und die allmähliche Entwicklung eines neuen, gemeinsamen Heimatbewußtseins fördern.

Heimatgeschichtsverein
für Schönbuch und Gäu.

Sindelfingen zwischen gestern und morgen

Wer in unseren Tagen zum erstenmal mit der Bahn nach Sindelfingen kommt, gewinnt zunächst zwei ganz verschiedene Eindrücke: Auf der einen Seite erblickt er den eigenartigen hochragenden Turm der romanischen Martinskirche, auf der anderen sieht er die ausgedehnten Werkanlagen der Daimlerwerke. Beides sind heute Wahrzeichen der Stadt und kennzeichnen zugleich ihre Entwicklung und ihr doppeltes Gesicht, das nach rückwärts wie nach vorwärts gewandt ist.

Auch das Innere der Stadt, die auf dem besten Wege ist, die Schäden des Krieges zu überwinden, zeigt dieselben Gegensätze: Altehrwürdiges und Modernes stehen oft nahe beieinander. Und doch macht das Stadtbild mit seinem gut erhaltenen Altstadt kern und seinen fast unmittelbar angrenzenden neuzeitlichen Siedlungen einen sauberen und vor allem geschlossenen Eindruck — letzteres in gewissem Gegensatz zur Nachbarstadt.

Seit 700 Jahren leben Sindelfingen und Böblingen nebeneinander. Sie sind in derselben Zeit und unter ähnlichen Bedingungen entstanden, keine Stadt konnte einen ernstlichen Vorsprung vor der anderen gewinnen, sie haben ob ihrer engen Nachbarschaft ähnliche äußere Schicksale erlebt — und doch hat jede eine andere innere Entwicklung erfahren und ihre besondere Eigenart ausgebildet. Wer die beiden Städte kennt und ihre Bewohner, der konnte sich eines stillen Lächelns nicht erwehren, als man vor dem Krieg von zentraler Stelle aus versuchen wollte, die bei-

den Städte zusammenzulegen. Den alten Sindelfingern bedeuten diese Feststellungen nichts Neues und sie sind sich ihrer Tradition wohl bewußt. Und obgleich die Stadt in den letzten Jahrzehnten ihre Einwohnerzahl vervielfacht hat, besteht gerade in Sindelfingen, und zwar nicht nur bei der alteingesessenen Bevölkerung, ein erfreuliches Interesse an der Vergangenheit der alten Stadt, die so vielen in den letzten Jahren und Jahrzehnten eine neue Heimat geworden ist. Deshalb sollen hier nach und nach besonders interessante Abschnitte aus der Stadtgeschichte zur Darstellung kommen.

Ein Gang durch die Geschichte der Stadt

Heute wollen wir nun mit unseren Lesern einen Gang durch die Geschichte unserer Stadt machen und ihnen zunächst einen allgemeinen Überblick über die Schicksale Sindelfingens im Lauf der Jahrhunderte geben.

Sindelfingen liegt im Quellgebiet der Schwippe in offener und von Natur aus waldfreier Landschaft, 450 m über dem Meer. Die südwestlichen Ausläufer des Glemswaldes gewähren der Stadt im Norden und Osten einen gewissen Schutz, gegen Süden und Westen liegt sie offen da. Während der Altstadt kern auf einem von Norden vorstoßenden Gipskeupperrücken angelegt ist, bestehen die Feldfluren, von den Talauen der Schwippe und ihrer Zuflüsse Goldbach und Sommerhofenbach abgesehen, meist aus Löß- und Lehm böden. Es ist daher verständlich, daß diese

fruchtbare Landschaft seit Jahrtausenden besiedelt ist.

Draußen in der Propstei, beiderseits der heutigen Maichinger Markungsgrenze, lag vor rund 4½ Jahrtausenden die erste dauernde Ansiedlung unserer Gegend, eine andere in der Flur Steißler bei Magstadt. Seitdem ist der Sindelfinger Raum immer wieder besiedelt worden. Das beweisen zahlreiche Funde von mancherlei Art: Grabhügel, Urnen, Geräte, Gefäßscherben, Schmuckstücke u. a. m. Besonders der Goldberg und die Gegend um die jetzige Ziegelei Hamm waren bevorzugt. Hier haben dann auch die Römer zu Ende des 1. Jahrhunderts n. Chr. ihre Gutshöfe erbaut und dauerhaftere Spuren hinterlassen als die früher hier ansässige Bevölkerung. Denn sie bauten ihre Häuser nicht wie diese primitiv aus Lehm, sondern aus Stein, und legten feste Straßen an. Eine solche Steinstraße, von der heute noch ein unterirdisches Stück vorhanden ist, führte von der „Aldinger Brücke“ beim Goldberg in nordwestlicher Richtung und verband die beiden großen Höfe miteinander, die in den Fluren Aldingen und Feger und am Nordwesthang des Goldbergs lagen. Auch auf der Ost- und Südwestseite des Goldbergs befand sich je ein Gehöft, weitere Wohnplätze waren wiederum in der Propstei und in der Flur Tode (Daubner) im Westteil unserer Markung. Eigentliche Römerstraßen gab es hier nicht, wenn wir von dem genannten Verbindungsstück zwischen den beiden Höfen absehen. Doch war die Goldberg- gegend der Schnittpunkt zahlreicher Wege, die schon in vorgeschichtlicher Zeit vor-

handen waren und von den Römern weiter benutzt wurden.

Das Urdorf Sindelfingen

In den Jahren 259/60 eroberten die Alamannen das Land zwischen Rhein und Donau und dehnten später ihr Siedlungsgebiet noch weiter nach Südwesten aus. Sie sind Nachkommen der westgermanischen Sueben und haben deren Namen (swāba) beibehalten. Schwaben und Alamannen sind also derselbe Volksstamm! Sie ließen sich mit Vorliebe in der Nähe der alten Römerplätze nieder und so räumt es uns nicht wunder, daß wir die ersten Siedlungen der Sippe des Sindolf wieder auf dem alten Kulturboden am Goldberg und bei der Ziegelei Hamm finden.

Aus ihnen entwickelte sich das Urdorf Sindelfingen, das somit 1000 Jahre lang bestanden hat, bevor die Stadt gegründet wurde. Zugleich war Sindelfingen Hauptort und Dingstätte einer alamannischen Hundertschaft.

Im 11. Jahrhundert hatte hier ein Grafengeschlecht seinen Sitz, das aus Ingersheim (bei Besigheim) stammte und sich später auch nach seiner neuerbauten Burg „von Calw“ schrieb. Diese Grafen beherrschten ein Gebiet, das von der Besigheimer Gegend bis Hirsau reichte und die damaligen Gaue Murr gau, Enz gau, Glems gau und Würm gau umfaßte. Sindelfingen war, wie sich heute nachweisen läßt, der Hauptort des Würm gaus und darüber hinaus zeitweise des gesamten Besitzes der hier ansässigen Grafen von Sindelfingen bzw. von Calw. Der Bedeutung des Ortes entsprach es, daß Graf Adalbert II., genannt Atz im Bart, im Jahre 1059 bei Sindelfingen ein Benediktinerkloster gründete. Dieses verlegte er 1066 nach Hirsau und errichtete an seiner Stelle ein weltliches Chorherrnstift. 1083 wurde die Martinskirche geweiht, die der Graf am Platz seines alten Herrenhofs hatte erbauen lassen.

Das Dorf Sindelfingen kam 1129 durch Heirat an die Welfen. Bei einem Erbstreit zwischen diesen und den Calwern wurde 1133 der Herrenhof erstürmt und der Ort niedergebrannt.

1263 wurde die Stadt gegründet

Im 13. Jahrhundert finden wir den Flecken im Besitz der Pfalzgrafen von Tübingen. Diese waren damals zur Stauferzeit eines der bedeutendsten Hochadelsgeschlechter in Schwaben. Ihr Unglück war nur, daß sie ihren Besitz zu stark zersplitterten und einen Aufwand trieben, der in der Zeit der aufkommenden Geldwirtschaft in keinem Verhältnis zu ihren Einkünften stand. Sindelfingen gehörte der sog. Herrenberger Linie; andere Zweige der Familie hatten ihren Sitz in Horb, Asperg und Böblingen. Es läßt sich denken, daß die Nachbarschaft der beiden miteinander verfeindeten Vettern auch für Sindelfingen und Böblingen nicht ohne Folgen geblieben ist. Im Jahre 1263 gründete Pfalzgraf Rudolf „der Scheerer“ von Tübingen-Herrenberg bei Dorf und Stift die Stadt Sindelfingen und verlieh ihr Tübinger Stadtrecht. Man ging nun nicht etwa so vor, daß man um den vorhandenen Flecken Mauern zog, sondern die Stadt wurde neben dem Dorf vollkommen neu angelegt.

1274 wurden ihre Freiheitsrechte durch König Rudolf von Habsburg bestätigt, aber erst 10 Jahre später ist auch das letzte Viertel der Mauer vollendet worden. Im übrigen hatten aber Stadt und Stift mit ihren gräflichen Stadtherren und Schirmvögten wenig Glück, denn sie wurden von ihnen immer wieder an Rechten und Einkünften geschmälert, dazu auch noch von den Grafen Rudolf und Götz von Böblingen mehrfach beraubt und anderweitig geschädigt. Allerdings mußten diese sich immer wieder zu Sühneleistungen bereit finden.

Sindelfingen württembergisch

Die Verhältnisse besserten sich jedoch erst, als Stadt und Stift 1326 an das Haus Rechberg und endlich 1351 an die Grafen von Württemberg kamen, die in der Zwischenzeit schon einen großen Teil des tübinger Besitzes erworben hatten.

Besondere Erwähnung verdient in diesem Zusammenhang das Chorherrnstift, das in der Geschichte der Stadt immer eine wesentliche Rolle gespielt und ihre Entwicklung maßgebend beeinflusst hat. Ein solches Stift war kein Kloster, sondern eine Vereinigung von Weltgeistlichen unter Leitung eines Propstes. Sie waren nicht zum gemeinsamen Leben und zur Armut verpflichtet, sondern bezogen ihre Pfründe und hatten Häuser in der Stadt. Aus der langen Reihe der Chorherren seien hier Heinrich von Meßkirch und Konrad von Wurmlingen genannt. Ihre Sindelfinger Chronik (Chronicon Sindelfingense) ist eine wertvolle Quelle nicht nur für unsere Heimatgeschichte, sondern für die Geschichte des Mittelalters überhaupt. Überdies wurde unter Konrad von Wurmlingens Leitung die gotische Sakristei der Martinskirche erbaut (1270). Auch sonst finden wir unter den Chorherren Männer von hervorragender wissenschaftlicher und bestimmter den größten Teil seines Vermögens zur Gründung der neuen Universität. Propst Johannes Degen wurde ihr erster Kanzler, ein Teil der Chorherren, unter denen sich Vertreter aller Fakultäten befanden, ihre ersten Professoren. Mit dem Rest des Stiftsvermögens gründete Graf Eberhard in Sindelfingen ein reguliertes Chorherrnstift, woran eine Gedenktafel der Martinskirche erinnert. Dieses Stift, dessen Verfassung der eines Klosters ähnlich war, bestand bis zur Reformation, die wie im übrigen Württemberg 1534 durchgeführt worden ist.

Die Leiden im Dreißigjährigen Krieg

Die Ereignisse jener Zeit hat uns Johann Wilhelm Löher, geistlicher Verwalter und Stadtschreiber zu Sindelfingen, in seiner Stadtchronik überliefert, deren Original sich im städt. Archiv befindet. Sie ist von seinen Amtsnachfolgern weiter geführt worden und schildert uns in bunter Folge die Schicksale der Stadt bis ins letzte Jahrhundert. So berichtet sie u. a. von der Bestätigung des Sindelfinger Marktrechts im Jahr 1450, über die Errichtung des Alten Rathauses anno 1478, das dann 1592 durch das sog. Salzhaus erweitert wurde, von der großen Bauernschlacht am Goldberg, in der am 12. Mai 1525 4000 Bauern

im Kampf gegen den Truchseß von Waldburg umkamen, und von den Besuchen des Herzogs Ulrich in Sindelfingen, der damals vergeblich versuchte, sein Land wieder zu erobern. Auf ihn geht bekanntlich die Tradition des „Kuchenritts“ zurück. In den Jahren 1555, 1556 und 1566 tagte in Sindelfingen als einer „gelegenen und gefälligen Malstatt“ das Hofgericht. Die Stadt entsandte erstmals einen Abgeordneten in den Landtag. Besonders eingehend berichtet uns dann der Chronist über die Plünderungen und die Leiden der Bürgerschaft im Dreißigjährigen Krieg, den er selbst miterlebt hat. In einem Jahr verlor die Stadt einmal über $\frac{2}{3}$ ihrer Einwohner und hat insgesamt „an Schaden mehr erlitten, als sie selbst mit Grund und Boden wert gewesen“. Dazu ward sie mehrfach von der Pest heimgesucht. Auch unter den Kriegen und feindlichen Einfällen der folgenden Jahrhunderte hat Sindelfingen schwer gelitten.

Zwischen den Städten Sindelfingen und Böblingen hatten sich auch unter württembergischer Herrschaft vielfach Unzuträglichkeiten ergeben, vor allem weil es jetzt nur noch einen Vogt in Böblingen gab und die hohe Gerichtsbarkeit vom Böblinger Stadtgericht ausgeübt wurde. Die zahlreichen Beschwerden führten schließlich dazu, daß Sindelfingen im Jahre 1605 von Böblingen getrennt wurde und bis 1807 ein eigenes Amt, allerdings ohne Amtsorte, bildete.

Im 19. Jahrhundert

In den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts begann sich die Stadt auch räumlich auszudehnen. Zwar war sie längst über den mittelalterlichen Mauerring hinausgewachsen; vor allem die Obere Vorstadt ist sehr alt und kann in einzelnen Teilen noch aus der Zeit der Stadtgründung stammen. Jetzt aber begann man die Tore und Türme abzureißen und einen Teil der Stadtmauer dazu. Auch das Alte Rathaus war zu eng geworden. So wurde das Neue Rathaus am früheren Viehmarktplatz erbaut und 1845 eingeweiht. Die Wahl des Platzes bedeutete zugleich die Verlegung des Stadtzentrums aus der Altstadt heraus und den Beginn eines neuen Bauabschnitts der Stadt.

Die Oberamtsbeschreibung von 1850 gibt uns ein anschauliches Bild über die Verhältnisse in Sindelfingen vor 100 Jahren. Die Stadt zählte damals 4300 Einwohner (gegen 1100 im Jahr 1680). Neben der nicht unbedeutenden Landwirtschaft spielten Handel und Gewerbe eine große Rolle. Die seit Jahrhunderten heimische Hausweberei umfaßte weitaus den größten Teil der Handwerksbetriebe, d. h. 10 % der Bevölkerung. Aus ihr hat sich eine bodenständige Textilindustrie entwickelt und die Errichtung der Weberei-Fachschule veranlaßt. Die eigentliche Wandlung Sindelfingens aus einem Bauern- und Weberstädtchen in eine moderne Industriestadt, die dennoch ihre andersartige Vergangenheit nicht verleugnen kann und will, wurde aber erst durch die Gründung des Sindelfinger Daimlerwerks im ersten Weltkrieg eingeleitet. Über die Entwicklung unserer Stadt in neuerer Zeit werden wir bei anderer Gelegenheit berichten.

Aus der Geschichte der Stadt Herrenberg

Herrenberg. Das feine Wort Ricarda Luchs „Natur hat diese Stadt gewiegt und Kunst hat sie gebildet“, das einst für eine andere württembergische Stadt geprägt wurde, läßt sich ohne weiteres auch auf den drittgrößten Kreisort, unser schönes Herrenberg, anwenden. Glimpflich im Kriege davongekommen, zeigt es doch sein altes, vertrautes Gesicht. Während sonst eine Stadt ihre ausgesprochene Schauseite hat, ist Herrenberg von allen Richtungen gleich reizvoll: Ob man droben auf dem Schloßberg steht und das Städtlein unter sich hat, ob man von Mittag sich der Stadt nähert oder von Westen her zu ihr hinunterwandert, immer ist man von der Köstlichkeit des Anblicks entzückt. Blickfang ist jedes Mal die herrschende, überragende Stiftskirche. Genau vor 200 Jahren mußten ihre beiden gotischen, übrigens wenig kunstvollen, Steinhelme aus statischen Gründen abgetragen werden. Aber der Baumeister setzte an ihre Stelle ebenso geistreich wie geschmackvoll eine reizende, barocke Zwiebelhaube, die zum Wahrzeichen der Stadt werden sollte. Die Kirche selbst, deren älteste Bauteile noch in das dreizehnte Jahrhundert zurückreichen, ist eine der geräumigsten Hallenkirchen des Landes. Sie hat leider im Innern durch die Erneuerung in den 90er Jahren keineswegs gewonnen, ganz abgesehen von dem Verlust des Rathgeb'schen Hochaltars, der bis dahin das Schmuckstück des Gotteshauses war und jetzt irgendwo in der Verlagerung verstaubt. Hoffentlich gelingt es, ihn an den Platz zurück zu bekommen, für den er einst geschaffen wurde.

Es war ein kluger, ja zwingender Gedanke der Pfalzgrafen von Herrenberg und Tübingen, die die goldene Kirchenfahne im roten Schilde führten, ihren Sitz auf jenem Schilfsandsteinauslieger aufzubauen, der vom Schönbuch aus am weitesten nach Westen vorstößt. Allerdings war diese Siedlung vor 800 Jahren nicht die älteste droben auf der „Ebene“ wie man die Terrasse zwischen hier und Nufringen heißt. Jahrtausende vorher sassen hier bereits mesolithische Jägerhorden, deren zierliche Werkzeuge und Waffen man dort in Menge sammeln kann. Und die fruchtbare Gäuebene am Fuße des Schloßberges, wie er fortan hieß, lockte in späterer Zeit immer wieder die Menschen zur Siedlung an, über Kelten Römer bis herab zu den Alamannen, deren abgegangene Orte Raistingen und Mühlhausen im Flurnamen, in den Ammermühlen und einem alten Kirchhof am Rande der Stadt weiterleben. Aber diese selbst war zweifellos das Werk der Burgherren. Von dem Schloß selbst, wie es uns der Merianstich vor dreihundert Jahren noch zeigt, ist heute herzlich wenig mehr übrig. Nachdem es den Bauernkrieg und auch den Dreißigjährigen Krieg relativ gut überstanden hatte, starb es erst im Anfang des letzten Jahrhunderts eines natürlichen Todes durch allmähliches Ausschachten und Abbrechen. Wenn im Laufe dieses Jahres der auch in seinen alten Fundamenten schadhaft gewordene Aussichtsturm wieder aufgebaut wird, wird durch ihn we-

nigstens die Lage der alten Burg wieder klar markiert. Die wenigen vorhandenen alten Stadttansichten geben nur eine unklare Vorstellung, und Grabungen haben auch nicht viel weiter geführt.

Durch zwei einigermaßen ordentlich erhaltene Schenkelmauern werden Burg und Stadtkern fest miteinander verknüpft. Auf halber Höhe dieses Mauerzugs liegt im Süden das zweite beherrschende Bauwerk im Stadtbild, die alte Propstei (seit 1749 Dekanat), ein ebenfalls gotisches Gebäude. Im Nordschenkel ist das einzige noch erhaltene Stadttor, das Hagtor, weil

Handwerkliche Kostbarkeiten

Leider sind alle drei Stadttore ein Opfer des einreißwütigen 19. Jahrhunderts geworden. Am längsten hielt sich noch das Bronntor, die westliche Ausfallpforte. Dieser kegelmantelförmige Innenraum der Altstadt wurde nun in geschicktester Ausnutzung des Geländes überbaut, wobei die Mantellinien mehr oder weniger steil bergan führen, vielfach in Form von Treppen, während die bogenförmigen Gassen fast eben laufen, den Höhenlinien folgend, so die Verbindung des Tübinger mit dem Nufringer Tor, vorbei am alten Fruchtkasten mit einem Parallelogramm als Grundriß und mit einem kräftigen Eichenfachwerk, und vorbei am unteren Rand

es hinaus in den Hag-Wald führt (vergl. Tübingen). Die natürliche Fortsetzung der Schenkelmauern bildete der Zug der Stadtmauer, die etwa halbkreisförmig den Stadtkern umgürtete. Sie wurde später noch mit einer niederen Vo mauer umgeben, von der allerdings kaum eine Spur vorhanden ist, während die Hauptmauer da und dort noch gut erhalten ist. Den natürlichen Schutz des Städtchens übernahm, wie im Rücken der Berg so im Westen ein stark versumpftes Vorgelände, dessen Überrest die beiden Wetten entlang der Seestraße waren und die erst vor wenigen Jahrzehnten trocken gelegt wurden.

des leicht ansteigenden Marktplatzes Dieser wirkt, weil von den Straßen nur berührt und nicht zerschnitten, ungemein geschlossen und einheitlich, dank seinem Rahmen alter Fachwerkhäuser und dem klassizistischen Rathaus. Geschmückt ist er mit einem altwürttembergischen, laufenden Brunnen und überragt vom gewaltigen Westwerk der Stiftskirche. Der Herrenberger Marktplatz kann sich getrost neben seinen schwäbischen Brüdern sehen lassen. Wer offenen Auges die alten Gassen und Winkel durchstreift, wird noch manche architektonische und handwerkliche Kostbarkeit, manch reizende kleinstädtisches Motiv finden, wert, in irgendeiner Form festgehalten zu werden.

Schicksalhafte Tage für die Bewohner

Schicksalhafte Tage für die Bewohner dieses Innenraumes waren jener 8. Mai 1525, als, wie es am Erker des Fruchtkastens steht, 30 000 (!) Bauern 6 Stunden lang die Stadt brannten. Weiter jener noch viel unglückseligere 18. Juli 1635, als durch Fahrlässigkeit jene entsetzliche Brandkatastrophe ausbrach (die Stadt war voller Einquartierung), die fast das ganze Gemeinwesen in Schutt und Asche legte. Und vielleicht noch mehr das Pestjahr 1638, in dem jeder zweite Herrenberger starb. Andererseits war für die alten Herrenberger ein denkwürdiger Tag angenehmer Weise, als hier am 5. Februar 1558 ihr größter Sohn geboren wurde, der geniale Baumeister Heinrich Schickhardt, der landauf-landab, auch im damaligen württembergischen Mömpelgard, beste Werke schuf.

Die Herrenberger Ackerbürger hatten draußen vor den Toren außer ihren Feldern und Gärten vor allem ihre Weinberge. Wenn auch der Weinbau heute längst aufgegeben ist, so zeugen doch die auf der Sommerseite des Schloßberges gelegenen Wengertanlagen noch von dieser Zeit. Es wäre schade, wenn dieser so bezeichnende Zug im Anlitz der Stadt durch Überbauung u. ä. gestört oder gar zerstört würde. Damit wäre ein weiteres Stück Alt-Herrenberg endgültig dahin.

Diesen engen Rahmen und Raum hat unsere Stadt erst in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts gesprengt und verlassen. Wohl sind bereits im 18. Jahrhundert eine Reihe teilweise formschöner Gebäude vor den Toren entstanden, z. B. im Tübinger Vorstädtle, aber wirklich aus-

gedehnt hat sich die Stadt erst nach dem Bau der Gäubahn im Jahre 1879, deren unglückliche Führung allerdings äußerst hemmend für die weitere bauliche Entwicklung werden sollte. Was damals geschaffen wurde, ist ebenso solid wie städtebaulich wenig wertvoll gewesen, eine Erscheinung, die bekanntlich in jenen Gründerjahren allenthalben zu beobachten war. Endlich ist seit etlichen 20 Jahren die Gäubahn zweigleisig und schon vorher wurde die Ammertalbahn nach Tübingen gebaut. Der durch diese Bahnbauten vorübergehend zurückgegangene, einst so lebhafteste Straßenverkehr (fünf Postkurse!) hat sich durch den Kraftwagen eher vermehrt: Ist doch der Sonnenplatz die Kreuzung zweier wichtiger Fernstraßen, der von Ulm über den Schwarzwald an den Rhein und der von Nürnberg über Stuttgart an den Bodensee.

Es ist in den letzten Jahrzehnten auch hier tüchtig gebaut worden. Vor allem ist neuer Wohnraum, besonders im Alzental, auf dem Bildkappele und im Umgang geschaffen worden, der bis vor wenigen Jahren den Bedarf auch deckte. Nun hat sich aber hier seit Kriegsende mehr als sonstwo und aus anderen als natürlichen Gründen die Bevölkerung sprunghaft vermehrt, von vier- auf über sechstausend! So sind zwei noch zu lösende Probleme erster Ordnung geblieben: Die Unterbringung dieses Zuwachses in Wohnraum und Arbeit am Wohnplatz, zwei Aufgaben, die der höchsten Energie der Stadtverwaltung, aber ebenso der Mitarbeit und Einsicht der ganzen Einwohnerschaft bedürfen.

Der verspielte Wald

Die Witwe Herzog Eberhards im Bart, die edle Barbara von Mantua, zog sich nach dem Tod ihres vielgeliebten Gemahls in den Schönbuch zurück und lebte auf ihrem Witwensitz zu Böblingen und auf dem Hasenhof bei Waldenbuch. Sie war den Waldenbuchern eine mütterliche Freundin und Wohltäterin, deren Name noch heute in der Gegend dankbar und voll Ehrung genannt wird. An der Kochenmühle im Reichenbacher Tal hatte sie eine große Viehzucht, und sie lieferte selbst Butter und Schmalz an den Hof gen Stuttgart. Ja, sie war — nach ihrem eigenen Ausspruch — bereit, mit dem armen Volk Speck und Bohnen zu essen.

Eines Tages hatten nun die Waldenbucher ihrer gütigen Herrin geklagt, sie möge ihnen doch zu etwas mehr Wald behilflich sein, da die Herrschaft ja dessen ringsum gar viel habe. Die Fürstin war dem Städtle hold gesinnt und ließ Bescheid sagen, sie wolle dafür besorgt sein; es solle aber der Schultheiß mit dem Waldmeister und dreien Männern vom Gericht beim Mittagläuten vom Rathaus weg gen Weil im Schönbuch zu gehen; sie wolle alsdann ihren Jäger, den Waldvogt und den Bebenhäuser Klostermaier von Weil ihnen entgegenschicken, die sollten mit den Waldenbuchern über die neue Markungsgrenze verhandeln. Nun hatten aber die Herzogin ihren Abgesandten zu wissen getan, da, wo sie von Weil her mit den Waldenbuchern zusammentrafen, da solle die neue Grenze zwischen der Herrschaft von Württemberg Wald und den Waldungen der Stadt für alle Zeiten vermarktet und versteint werden.

Als der Schultheiß und seine Mannen aber zum letzten Haus von Waldenbuch,

dem Wirtshaus zur „Linde“, kamen, da blieben sie davor stehen, und der Schultheiß meinte: „Vor so einer großen Sache und an so einem heißen Tag lohnet sich's, zuvor einen rechten Trunk zu tun; und es ist an dem, daß wir bei einem Most und einem rechten Viertele dazu den ganzen Handel wohl noch einmal in guter Ruhe können bereden; und überhaupt laufet uns der Weilemer Berg noch lang net davon“. Während sie aber taten, was der Schultheiß sie geheißen und ihr Herz ihnen eingab, lief eben der Weilemer Berg doch davon.

Denn als sie endlich aufbrachen und vor der „Linde“ auf die Straße traten, da sahen sie schon vom weitem die Boten der Frau Herzogin eilenden Schrittes und recht geschwind den letzten Buckel gen Waldenbuch zu herunterkommen. Als der Waldmeister solches sah, da ging ihm ein Licht auf. Er rannte spornstreichs den Herzoglichen entgegen und die andern keuchten ihm nach; der Wein setzte ihnen aber ärger zu denn der Berg, und so kommen sie in Schweiß gebadet und fast außer Atem auf der Höhe an. Aber es war schon zu spät, und sie hatten verspielt. Eine schwache Viertelstunde vor den Mauern der Stadt trafen die Waldenbucher mit den Boten der Fürstin zusammen. Und jetzt erfuhren es die betrubten Stadtväter, daß des Waldmeisters Ahnung es doch richtig getroffen, und daß es ein teures Schöpple gewesen war, das sich die Tapferen zu der Stadt ewigem Unheil in der „Linde“ vergönnt hatten.

Also kam es, daß die zu Waldenbuch, obgleich sie mitten im weiten Schönbuch wohnen, doch einen so geringen Stadtwald ihr Eigen nennen.

Jerg Ratgeb, der Maler

Zu Zeiten des Herzogs Ulrich lebte zu Stuttgart ein Maler, Jerg Ratgeb genannt. Dem ward einst von den Kappenherren des Stifts Herrenberg der Auftrag, für ihre Kirche ein Altarbild zu malen.

Meister Ratgeb bedachte fleißig, wie er das hohe Werk zu Gottes Ruhm und Ehre schaffen und vollenden möge, und in mancher einsamen Stunde mußte er mit seinem Engel ringen, damit dieser seiner Hände Werk segnete. Als das Altarbild vollendet war, da gab es kein wunderbarer Bildwerk rings im Lande als des Herrn hoher Altar in der Stiftskirche unterm Schloß zu Herrenberg. Die Bildwerke des Schreins und der Flügel waren sonder Beispiel in schwäbischen Landen. Aber bei aller herkömmlichen Kunst heiliger Malerei brachte Jerg Ratgeb ein neues Wesen in sein Bilderwerk hinein, denn er malte bei den göttlichen Dingen auch das Leben und Sein des armen Mannes. Beides stund beieinander auf engem Raum. Also gab der Meister Kunde von der armen Leute großer Not; er stellte sie in ihrer Armseligkeit und Bedrängnis unter das Kreuz Christi, von dem sie das Heil und ihre Erlösung erwarteten. Und die unter dem Altarbilde betend knieten, die spürten tief innen in ihrem Herzen, un-

sagbar zwar, aber in großer Gewißheit, daß des Altares Meister einer der ihren sein mußte.

In den Jahren, als Herzog Ulrich landflüchtig war, da erhob sich der Bauer in Schwaben und Franken, im Allgäu und am Rhein. Er stritt wider seine Herren und Bedrücker. Es ging ihm um göttlich Recht und um des armen Mannes Freiheit, und die unter den Fahnen der Aufrehrer stritten, die glaubten an ihrer Sache Gerechtigkeit. Als nun die Stuttgarter einmal eine Botschaft zu den Bauern auf den Wunnenstein sandten, da war auch Meister Ratgeb unter den Gesandten der Stadt. Später besetzten die Haufen der Bauern auch die Stadt Stuttgart. Da forderten sie von der Stadt, man solle ihnen einen kriegsverständigen Hauptmann und etliche gute Räte zu Hilfe geben. Unter diesen war auch Jerg Ratgeb, denn sein Herz war bei der Sache der Unterdrückten. Er erwarb bald großes Ansehen unter den Bauern und wurde ihr oberster Rat oder Kanzler.

Im Maimond anno 1525 wurden die Bauern bei Böblingen vernichtend geschlagen, und bald darauf brach der Aufstand zusammen. Über ihre Anführer ward strenges Gericht gehalten. Unter ihnen

ward auch Jerg Ratgeb, der Maler, verhandelt und verurteilt; dies geschah an dem Herrn Markgrafen von Baden St. Pforzheim. Er ward angeklagt, er habe dem Heer der Bauern die Pläne verraten, wie die fürstliche Stadt Stuttgart hätte gegen sie verteidigt werden sollen; man glaube aber, dies sei falsch Zeugnis gewesen, denn Meister Jerg war ein ehrlicher und allezeit milder Mann, so Falsch und kein Verräter.

Vor dem Gericht zu Pforzheim mußte Jerg Ratgeb, der Maler, an seinem eigenen Leib erfahren, welche grausam die Welt zu schaffen vermag, und ihn schütterte die große Angst vor der göttlichen Gerechtigkeit, die sich auf Gottes Auftrag beruft und innerlich vom Teufel regiert ist. An ihm geschah, was er an dem Herrenberg auf dem Altarbild seherisch ahnend gemalt hatte. Als er nach seinem Urteil aufs Rad geflochten wurde, da wußte er um das Grauen der Schächer am Kreuz und den Schmerz der Marien zugleich, und als er gevierteilt ward, da ließ er sein Blut um seines Glaubens an eine gerechte Sache und um seiner Liebe zu den armen Bauern willen. In seiner letzten Stunde war er so einsam und ganz verlassen, wie der Heiland dort am hohen Kreuz.

Zwölf Jahre nach des Meisters Tode wurde der Herrenberger Altar abgebrochen. Jerg Ratgeb's Name war lange vergessen. Sein Geist aber wehet durch die wenigen Bilder, die wir heute noch von dem Altarwerk besitzen.

Wie die Gärtringer einmal hereingefallen sind

Die Gärtringer hatten einmal nach einem Franzoseneinfall in großer Not vom Baron Geld entlehnt. Dafür setzten sie unter anderem das „Raiawäldle“ (Röhrenwäldle) als Pfand.

Eines Tages kündigte der Herr Baron den Vertrag und verlangte, die Gemeinde solle das geliehene Geld bis Martini zurückbezahlen, sonst bliebe der Wald seinem Besitz. Die Gemeinde konnte jedoch das Geld bis zu diesem Zeitpunkt unmöglich aufbringen.

Am Abend vor Martini gingen darum die ersten Bürger zum adligen Herrn, um einige Tage Aufschub zu bitten.

Dieser war nicht daheim. Seine Frau aber lud die Männer freundlich ein, Platz zu nehmen. Keiner wollte mit der Sprache herausrücken. Die gnädige Frau fragte auch nicht viel, sie brachte jedem gleich ein Schnäpslein und unterhielt sie auf die beste. Darauf bot sie ihnen feinsten Wein an, und die Bauern wußten nicht, was ihnen geschah. Doch der Wein war zu „süffig“. Anfangs waren sie noch etwas zurückhaltend, aber bald kamen sie in die beste Stimmung. Sie lachten und sangen schließlich so laut, daß man es im halben Ort gehört haben will. Nur eine blieb nüchtern — die gnädige Frau. Da, als es Mitternacht geschlagen hatte, hielt sie die Pistole zum Fenster hinaus, feuerte einen Schuß ab und rief in das Gegröle: „Der Wald ist mein!“

Nun wußten die Gärtringer, wie ihnen geschehen war.